

Im Ausgeding.

Erzählung aus dem Bauern-Leben von Auguste Groner.

„Sei froh, Bäuerin, sei froh (still). Ich hab' dich grad' g'nua. Warst nie all's z'herzig' mit mir, aber was D' m'r heut' z' toff'n geb'n hast, woacht, das — kann i nimmer ab-schud'n! Hast 's endli' erreicht, was D' schon so lang ang'strebt hast, ja, Bäuerin, ja, i geh' schon!“

„Was red' da der Vater daher? Rei einfall'n tät 's mir, Euch aus 'n Haus z' vertreib'n.“

Und damit schob die junge Voitenhalerin mit sacher Gewalt ihren Schwiegervater in das Haus hinein, wo ein kleiner Bub' auf dem Boden herumtrabte. Beim Anblick des biden Kerlchens erheiterte sich das faltenreiche Gesicht des Voitenhalers.

Mit zitternden Händen strich er über den blonden Kopf des Entels. Das Kind, wie lieb er es hatte! War es doch sein einziger Entel und so bezug, so sauber, so froh und hell; schier für ein Englein konnte man ihn halten, für ein Englein, das auf seinem Flügel zur Erde nichts als die Flügel eingebüht hätte. So meinte der immer gar weichherzige Mann, der seinen eben solchen Sohn vor nicht allzu langer Zeit verloren hatte.

Zeit war nicht sehr lange verheiratet gewesen, glücklich verheiratet, das mußte selbst sein Vater zugeben, der die ewig fröhliche, resolute Schwiegertochter niemals recht leiden konnte.

Wie das so üblich, hatte der Voitenhaler den jungen Leuten sein hübsches Gütchen übergeben und lebte bei ihnen im Ausgeding, Weib und Kind waren des jungen Voitenhalers Erben und der mißlaunige, schwächliche Greis sah sich nun mit Schrecken in den Händen seiner Schwiegertochter.

Frau Lore war nun allerdings nicht übermäßig sentimental, doch wollte sie nicht gern einem Anderen weh tun mit ihrer kurzen, verden Rede, mit ihrem zuweilen rücksichtslosen Handeln.

Der Greis aber, der bezog jedes Wort auf sich und war erfinderisch in Selbstqualen aller Art. Sein Mißmut wuchs mit seinem Mißtrauen und mit seiner Furcht vor dem, was kommen konnte. Er sieht sich schon auf der Landstraße dahinwandern. Die Beine zittern ihm, der Rücken krümmt sich unter dem Sack, in welchem er den Rest seiner Habe trägt, die Hand stützt sich bebend auf den Stab, der seine einzige Stütze ist auf der Wanderschaft zur Not, in das unbekannte Elend.

Wie heiß die Sonne brennt, wie endlos der Weg ist — der alte Mann fühlt grenzenloses Mitleid mit sich selber — deshalb langt er nach seinem Entel und drückt ihn an das müde, alte Herz. Dabei weint er laut und Berk weint mit, nachdem er den Großvater verwundert angeschaut. Kinder glauben ja immer, daß es Grund und Zweck habe, wenn ein Großer etwas tut.

Frau Lore tritt mit einer appetit-erregenden gefüllten Schüssel ein. Tapfer verbeißt der alte Voitenhaler seinen Gram, Rheinanen und alter Wein dazu, das besänftigt seine Seele, dennoch bleibt ein Schleier von Düsterei darüber gebreitet, denn er denkt der künftigen Entbehrungen, und neue Bitterkeit steigt gegen Lore in ihm auf, denn sie ist es ja, die ihn hinausdrückt.

„Will der Vater a Stück Brot?“ Seine Feindin und Bedrängerin fragt es ganz ruhig. Es giebt ihm einen Stich. So fragt sie ja auch die Bettler, deren keiner unbeschenkt aus ihrem Hause geht — ihrem Hause, ja; er hat ja keines mehr!

So denkt der Alte, und der gute Bissen, den er eben im Munde hat, schmilzt ihm dabei an.

Er wirft ihr einen Blick des Hasses an. Verdrossen legt sie die Gabel nieder und nimmt Berk auf den Schoß. Der Bub' langt nach des Großvaters Gabel. „Laff' 's sein.“ sagt Lore und zieht des Kindes Hand zurück. Der Greis fühlt es heiß in seine Augen steigen.

„Na, lass'n nur herseh'n und hergerie'n, wirft ihn ja so bald ganz allani hab'n. I sitz ja ein, wir Zwoa hab'n 'n loan Platz neb'n einand'. Am lieb'st'n geh' i morg'n in b' fremd'!“ Lore schaut ihren vor selbstgemachter Aufregung zitternden Schwiegervater mit einem seltsamen Blick an. Sie ist bleich, und nun zittern auch ihre Lippen, aber sie gebietet ihnen Schweigen, bis der Sturm, der in ihrer Seele wühlt, sich gelegt hat. Dann erhebt sie sich, fest drückt sie ihr Kind an die tiefstehende Brust.

„Ja, Vater, schier ist's ja, wie Ihr's a-sagt habt; wie's jetzt is, kann's net bleib'n. Daus von uns muß dom Hof. Morg'n aber, morg'n dürst' Ihr no net fortge'n, das versprech' i m'r. I hab' grad' morg'n ein' wichtig'n Gang.“

Mit diesen Worten geht die junge Voitenhalerin aus der Stube. In selbiger Nacht hat ihr Schwiegervater nicht geschlafen, fortwährend mußte er ihrer Rede denken, diese hatte kein Schicksal besiegelt.

Lore geht am nächsten Morgen in den Schulzenhof hinüber. Sie ist sehr eben, sie abschließend rufen ihre Klauen auf Allem, was sie leben. Da

sie wieder zurückkommt, findet sie den Alten vor dem Hause sitzen. Er hält seinen Entel auf dem Schoße und sieht elend und verfallen aus. Verwundert blickt er auf, da Lore, ebenfalls bleich und erregt, auf ihn zugeht.

„Vater, das wird Euch Ruach geb'n. Um mi forgt's net, i find' überall a Arbeit und gel's, geg'n Euern Entel werd's all'weil gerecht sein!“ Das sagt die Voitenhalerin und reicht dem Greise eine Schrift; dann geht sie rasch in das Haus. Verwirrt öffnet ihm der alte Mann den gefalteten Bogen, langsam liest er, was da mit großer, deutlicher Amtsschrift geschrieben ist. Es ist eine Schenkungs-urkunde. Seine Schwiegertochter tritt ihm darin ihren Erbanteil ab. Lange starrt der Voitenhaler auf das Dokument, nur unendlich sieht er es endlich, weil seine Augen voll Tränen sind. Wohl eine halbe Stunde verweilt er in tiefen Sinnen, dann erhebt er sich und geht mit zitternden Beinen in das Haus. Lore steht, als sei nichts Sonderliches vorgefallen, am Herd und kocht. Blöcklich rauscht es hinter ihr. Die Fetzen der Urkunde fliegen dann in's Feuer.

„Vater!“ ruft der alte Mann und breitet die Arme aus. Das junge Weib wendet sich um. Zum ersten Male sieht sie des Voitenhalers Augen voll Liebe auf sich gerichtet. „Vater! Vater!“ schreit sie und liegt auch schon in den Armen, die sie zitternd umfassen.

Fremdes Gut.

Eine Berliner Stadtbahngeschichte von Elise Kraft.

Es lag im Reg. eines Wagenabteils zweiter Klasse. Es war anscheinend ein Kästchen aus Holz oder ein Karton, den man sehr fädelich mit weißem Seidenpapier umwickelt und mit einer roten roten Schnur umwunden hatte.

Die Dame, der das Paket gehörte, war alt, distinguiert, trug einen schwarzen, schwarzen Seidenmantel und eine Haube von Samt auf dem weißen Haar. Außer ihr war nur noch eine junge Frau im Coupe, die ihr gegenüber saß und keinen modernen Seidenmantel trug.

Die Blicke dieser jungen Frau kamen von dem einsamen Paket nicht los. Sie durchdrangen das weiße Seidenpapier und suchten den Inhalt des in allen vier Ecken sich scharf markierenden Kästchens zu durchdringen. Es sah aus, als ob es aus dem Laden eines Juweliers kam, so fein und klein; als ob ein Halsband, silberne Löffel oder ein Pateninschrift darin war, ein schwerer Trintbecher, Serviettenringe oder eine Sparrbüchse mit klingendem Inhalt. Es konnten auch edle Perlen sein — die alte Dame, der das Paket gehörte, würde sicher nichts Unrechtes in Berlin gekauft haben.

Die Jüngerin sah aufmerksam in das Gesicht der Älteren. Sie konnte es tun, denn ihr Gegenüber hielt die Augen geschlossen während der Fahrt, und der weiße Kopf lehnte müde gegen die Polsterwand.

Draußen glitten die letzten Häuser von Berlin an dem Zug vorüber. Der Frühlingstag war lang, und erst, als ein Vorort nach dem anderen kam, merkte man, daß die Sonne bereits herabgesunken war und die Abend-schatten gegen die Coupesfenster drängten.

Die alte Dame schlief. Ein paar-mal glitt die gefurchte Hand, die unbekleidet war, über die Augen. Brillanten bligten auf und Smaragde.

„Solche Ringe haben.“ dachte die junge Frau, „so elegant ausseh'n wie du, das erst wär' ein Glück! Wenn jetzt die alte, müde Dame auf der nächsten Station aussteigen müßte, würde sie sicherlich das Paket ver-gessen, das über ihrem Haupte so tief im Regal lag. Es war nur natürlich, daß sie es vergaß, nach dem Schlä-fchen während der Fahrt.“

Es konnte auch Blusenfeide in dem Kästchen sein oder Spitzen, edle kostbare Spitzen, ähnlich denen, wie sie am Halsausschnitt des eleganten Mantels saßen. Solche Spitzen hatte sich die junge Frau schon lange gewünscht, aber es reichte ja nie für den Luxus aus, und sie war schon froh, daß Frig ihr das Abonnement bis Berlin zweiter Klasse genommen hatte.

Wenn die alte Dame das Paket vergaß und eine Station früher aus-stieg, würde sie ganz allein mit dem Kästchen sein, volle sechs Minuten lang. Es wäre da direkt Thorheit gewesen, so einen Hund abzugeben, den eine so reiche und vornehme Dame achlos liegen ließ. Wer so viel Brillanten hatte, der verschmerzte so ein Paketchen leicht, das war klar. ... Wer gab denn heute bei den teuren Zeiten überhaupt noch gesunde Sachen ab? Sie hatte niemals etwas zurückbekommen, was sie verloren hatte. Einmal ein Portemonnaie mit zwei Euro achtundsiebzig Pfennig und einem sehr wertvollen, kleinen Kalender darin, das andere Mal ihren gelb-benedenen Pompadour mit einem guten, asiatischen Taschentuch und einer ange-sangenen Handarbeit; von den Regens-schirmen gar nicht zu reden, die man im Coupe liegen oder im Restaurant stehen ließ. ... Es war sicher Silber darin. Das

Kästchen, um das sich so sorgsam das weiße Seidenpapier legte, war lang und schmal, mindestens sechs silberne Schlüssel oder zwölf Teelöffel mußten darin sein. Die alte Dame konnte so was sicher verschmerzen, ruhig würde sie an ihren Juwelier telepho-nieren, er solle dasselbe Muster noch einmal anfertigen. ... Die junge Frau sah mit heißen Wangen auf ihrem Sitz und wagte sich gar nicht zu rühren. Wenn das geheimnisvolle Paket wirklich liegen blieb, dann hätte es das Schicksal so bestimmt, und sie durfte es ruhig für sich behalten, sagte sie sich.

Jetzt fuhr der Zug langsamer, tam ein wenig ins Schleudern, und die Lokomotive piff. Die geringe Hand der alten Dame bewegte sich hastiger, der weiße Kopf hob sich, und die blinzelnden Augen öffneten sich ganz. Ein kurzer Ori-entierungsblick durch das Fenster, ein schnelles Ueberstreifen der Handglobe und ein lechter, ermunternder Rud.

Der Zug hielt, die alte Dame stieg vorsichtig auf den Bahnsteig hinunter, und das Paket war wirklich vergessen. Wie lange es heute dauerte, bis der Stationsbeamte das Signal zur Weiterfahrt gab! Sie hätte immer noch zurückkommen können, die alte Dame. ... Nein, sie kam nicht.

„Abfahren!“ rief man draußen. Die junge Frau sah eine halbe Mi-nute, ehe sie sich zu rühren wagte und sich von ihrem Platz erhob, um das vergessene Paket aus dem Reg zu neh-men. Wie ein für sie bestimmtes Ge-schenk war das ja, ein ganz unver-hoffter Glücksfall. ... Es dauerte sehr lange, bis das viele Seidenpapier und der dreifache Knoten gelöst waren.

Richtig, es war ein Kästchen. Nicht aus Leder oder Leberimitation, wie die Juweliers es oft hatten, sondern aus rotem Glanzkarton, der noch er-tra mit einem himmelblauen Seiden-band umwunden war. Und nun, der Deckel hob sich schwerer, als man ge-dacht, kam noch eine Lage weißes Seidenpapier und dann ... beinahe hätte das hübsche Kästchen auf dem Fußboden gelegen. ... dann kamen eine wunderbare, anscheinend haus-badene Stück Kuchen zum Vorschein, die, buttergelb und rosinendurchwirrt, ungefähr so, wie Tochterhände oder liebevolle Entel sie der guten Groß-mama mit auf den Heimweg geben. ...

Zuerst sah die alldulche Funderin eine ganze Weile steif und starr vor dem herrlich duftenden Kuchen. Dann kam ein tiefer Seufzer aus dem hübs-lichen Mund, ein sehr hehrvolles Achselzucken folgte, und mit spitzen Fingern schloß die junge Frau das Kästchen wieder, wickelte es ein und umschürte es, ohne auch nur im Ge-ringsten sich an dem fremden Gut ver-griffen zu haben.

„Schade ... man hätte die alte, nette Dame an ihr Paket erinnern müssen“, dachte die junge Frau schmerzhaft starr. ... Gleichzeitig hielt der Zug. Mit einem würdevollen Augenauf-schlag verließ sie das Coupe, reichte dem Stationsbeamten den Hund und schritt stolz und hochgehobenen Hauptes, gleich einer Siegerin, davon.

Es war doch ein köstliches Gefühl, ehrlich zu sein und fremde Güter nicht zu behalten. ... Intimes von der Kaiserin Te-Hsi.

In London ist kürzlich, wie der Ost-asiatische Lloyd berichtet, ein Buch der ersten Hofdame der verstorbenen chine-sischen Kaiserin-Witwe Te-Hsi er-schienen. Die Verfasserin, Prinzessin Der-Ung, giebt darin eine Schilderung jener merkwürdigen Frau, die so lang über ein Volk von vierhundert Millionen Menschen regierte, und die so oft in blinder Einseitigkeit als ein wahres Scheusal von Grausamkeit und Herrschsucht hingestellt, allerdings aber auch von ihren vielen Gegnern und Kritikern als ein merkwürdiger und ungewöhnlicher Charakter anerkannt worden ist. Te-Hsi war eine eigenartige Mischung von Gutmütigkeit und ungeduldiger Grausamkeit, von angeborener Schlaueit und Klugheit und zugleich von einer Unwissenheit, die auf ihre Abgeschlossenheit in Folge ihrer hohen Stellung zurückzuführen war. Ihr ganzes Leben galt nur dem einen Ziel, China zu einer mächtigen Nation zu erheben, und sie litt stets unter dem Gefühl, nicht zu wissen, auf welchem Wege dieses Ziel zu erreichen sei. Oft klagte sie darüber, daß die ganze Last der Regierung auf ihren Schultern liege, und daß sie doch nichts erreichen könne, da die Männer ihrer Umgebung alle ihre Bestrebungen zunichte machten. So gab sie zum Beispiel offen zu, daß kaiserliche Befehle für die An-griffe der Boxer auf die Europäer in Peking vorhanden waren; aber sie be-stritt stets, diese Befehle selbst gegeben zu haben.

Sie hatte keine ausgesprochene Ab-neigung gegen Fremde, aber sie fürchtete sie und ihre Religion, und sie wollte, daß China bleiben solle, was es war. Dabei versägte die Kaiserin über eine ungewöhnliche Menschen-kenntnis und über ein sehr sicheres Urteil. Zu einem Gartenfest im Kai-serhof war einmal auch eine eng-lische Dame geladen, die in einem großen Wollmantel erschien und mit

den Händen in den Manteltaschen um-herwandelte, „als sei es fürchtbar kalt“. Dazu trug die Engländerin eine wollene Mütze. „Ihre Majestät fragte mich, ob ich die Dame gesehen habe, deren Kleider aus Reissiden gemacht seien, und ob es nicht etwas ungewöhnlich sei, in einem solchen Aufzug bei Hof zu erscheinen. Und die Kaiserin fügte hinzu, daß die fremde Dame, wer immer sie auch sei, sich sicherlich nicht in anständiger Ge-sellschaft zu bewegen wisse.“ Ich fügte sofort,“ fügte Te-Hsi hinzu, „ob diese Leute gewillt sind, die mir als Herrscherin automatische Achtung zu erweisen, oder ob sie das nicht für nötig halten. Diese Fremden glauben, die Chinesen seien dumm und un-wissend, und infolgedessen brauche man sich bei ihnen nicht so sorgsam zu be-tragen wie in europäischer Gesell-schaft.“

Eine besondere Sorgfalt widmete die Kaiserin-Witwe stets ihrem An-zug. „Sie hatte Dugende von Flas-chen mit Parfüm und auch parfü-mierte Seife. Wenn sie ihr Gesicht fertig gewaschen hatte, was stets mit großer Sorgfalt geschah, trocknete sie sich mit einem weichen Tuch ab und spritzte sich eine Art von Glycerin ins Gesicht, das aus Honig und den Staubfäden gewisser Blumen bereitet war. Dann bedeckte sie ihr Gesicht mit einem stark duftenden, rosa-farbenen Puder. Die Garderobe der Kaiserin war sehr umfangreich und fast jedes einzelne Stück eine Kostbarkeit. In der Frisur trug sie Blumen und Ju-welen, wie überhaupt Perlen und Edelsteine ihre besondere Vorliebe bil-deten. Ueber dem Gemand trug sie eine Art Cape, das aus gegen drei-tausendfünfhundert Perlen gearbeitet war; ja sie pflegte sogar goldene „Fin-gerringelackone“ zu tragen, die unge-fähr drei Zoll lang waren. Aber wie weiblich die Kaiserin in Dingen des Schmuckes und Putzes auch empfan-d, sie liebte es sehr, als Mann angespro-chen und behandelt zu werden. Sie war ihrem Wesen nach auch viel männlicher und tatkräftiger als ihr Sohn, der Kaiser, der immer von den besten Absichten besetzt war und doch nie die Kraft hatte, etwas zu ver-wirklichen.“

Der verpönte Gehrod. Ausländer, so schreibt ein Berli-ner Blatt, lächeln gern über den Deutschen, der bei allen feierlichen Gelegenheiten schon am helllichten Tage den Frack anzieht, der in Lon-don vor sechs Uhr Abends streng ver-pöht ist. In unseren höheren Gesell-schaftskreisen beginnt diese gute alte deutsche Sitte auch zu schwinden, und man braucht ihr gerade keine Tränen nachzuweinen, denn der schwarze Frack, mit seinem leuchtenden weißen Reifen Hemd, ist nun einmal eine Tracht für den Abend, die nicht im Sonnen-, sondern im elektrischen Licht zur Geltung kommt. Immer häufiger werden zum Beispiel die Fälle, wo auch Deutsche nicht im Frack, sondern im Gehrod mit ge-streifter Hose in der Kirche und auf dem Standesamt zum Trauakt er-scheinen, und schon ziemlich oft liest man heute auf der Einladungskarte, die zur Teilnahme an einer während der Tagesstunden stattfindenden Er-öffnungsfest oder andern Festlichkeit auffordert, den Vermerk: „Anzug: Gehrod“. Um so jüher hält man aber in manchen Kreisen unserer Bürger-schaft an der alten Tradition fest, und besonders sind es die staatlichen und kommunalen Behörden, die im Frack noch immer das alleinigmä-ndende Kleidungsstück bei solennen Anlässen erkliden. Das mußten zu ihrem Leidwesen dieser Tage auch ein-ige biedere Bürger der Nachbarge-meinden Berne und Wanne erfahren. Zu der feierlichen Einweihung des von beiden Gemeinden errichteten neuen Flugplatzes hatten die Stadt-honoratioren nämlich eine leibhaftige Prinzessin, die Erbprinzessin von Meiningen, bekanntlich eine Schwester un-seres Kaisers, eingeladen, und die hohe Dame war auch wirklich zu dem Feste erschienen. Voll freudiger Er-wartung begaben sich die Bürger von Berne und Wanne zum Festplatz. Aber groß war die Enttäuschung. Alle, die im Gehrod, statt im Frack gekommen waren, wurden von den die Etikette besorgten Arrangeu-ren der Festlichkeit zurückgewiesen. Nur Befradte durften die Pforten des Paradieses passieren. Und da einige Mitglieder der mitwirkenden Sängerkorps ebenfalls nur im Geh-rod erschienen waren, ließ man so-gar während ihrer Gesangsvorträge den Vorhang der Bühne herab, damit ihr Anblick die Erbprinzessin nicht verletz! Die braven Bürger, die ge-wöhnlich nicht aus Anglomanie, sondern wohl aus dem einfachen Grunde, weil sie keinen Frack besaßen, sich in den Bratenrod geworfen hatten und des-halb für unwürdig befunden wurden, vor das Antlitz einer Prinzessin zu treten, sind gewiß zu bedauern. Aber sie sind auch gerächt. Ohne es zu ahnen, haben sie in ihrer Einfalt sich völlig korrekt gekleidet, und wenn die Erbprinzessin von Meiningen an die-sem Tage über irgend etwas Spieß-bürgerliches gelächelt hat, so dürfte es über die Fräule der alzu eifrig um die Wahrheit der „Bornehmheit“ be-dachten Festarrangeure gewesen sein.

Das Reich der Frauen.

Dabei.

Von Amélie Godin.

Strömt am Sonntag Nachmittags Alle Welt zum Tor hinaus, Ist's ein wunderbar Behagen Einzuspinnen sich im Haas.

Schleierweide Stille breitet Sich um den durchsonnten Tag, Und der Friedensengel gleitet Leise grüßend durchs Gemach.

Ruß' den Sinnen, Ruß' den Händen, Für die Seele freie Bahn — Selbst die Bilder an den Wänden Sehen träumerisch uns an.

Silberhelles Kinderlachen Aus dem Nebenzimmer dringt, Wie bei frischem Lenz-Erwachen, Lerchenruf die Luft durchklingt.

Nähe mit ein schwaches Raufchen Wendest Du das Blatt im Buch? Heilig Freuen, heimlich Laufchen, Sonntagsglück genug, genug!

Kindliche Freude und Freiheit.

Freude und Freiheit für die Kin-derwelt vor allem auch im Hause! Wer das niemals gehabt hat, dem fehlt etwas sehr Schönes und Wichtiges für das ganze Leben: es ist wie ein an sich vielleicht sehr nützliches Instrument, an dem aber eine Saite dauernd verstimmt ist. Goethe erzählt von einer im Allgemeinen recht sonnigen Kindheit, die aber doch unter einer übrigens wohlgemeinten, pe-dantischen Lehrstrenge des Vaters zu leiden hatte. Man sollte bei allem Erziehungsernst nicht verkennen, daß auch das freie, spielende Lernen seinen Vorteil hat. Der berühmte Philo-soph Herbert Spencer berichtet in sei-ner Selbstbiographie, wie er als Klei-ner Junge aus Naturforschern kam, und wie namentlich seine Insektenbe-obachtung fast schon einen wissen-schaftlichen Anstrich bekam. Vom freien, freudigen kindlichen Spiel ist schon viel geredet worden. Jean Paul nannte es „die erste Poesie des Men-schen“: und wenn man sieht, wie sol-ches Spiel von der kleinen Gesellschaft oft mit allem Ernste als Abbild und Nachahmung des Lebens und Trei-bens der Großen geübt wird, dann fühlt man erst recht seinen Erzie-hungswert. Freude und Freiheit im wohlweisen Erziehungssinne, das ge-hört zum Wesen und Wollen des echt kindlichen überhaupt. Ein richtiges Kind freut sich auch über kleine Sa-chen, und eine frei gestaltende Phan-tasie zaubert das Fehlende rasch her-bei, und gerade dieses Illusionspiel erscheint den Kindern als etwas über-aus Vergnügliches. Man giebt seinen Kindern nichts Gutes, wenn man sie vorzeitig an der Freude und der Frei-heit der Erwachsenen teilnehmen läßt. Freileger rät einmal, man möchte doch den Kindern ihre frohe, harmlose Kindlichkeit so lange als nur möglich zu erhalten suchen, denn „Kindlichkeit ist der fruchtbarste Boden für das Schöne, Weltvertrauen ist der frucht-barste Boden für das Gute“. Ja, auch freudiges, freies Vertrauen und Hof-fen eignet dem kindlichen Kinde. Wer ihm das zerstört, der begeht eine grau-same Sünde wider den Geist der Er-ziehung. Es ist schön, daß eine tat-kräftige Humanitätsbewegung auch all den vielen Kindern kindliche Freude und Freiheit zu schaffen sucht, bei denen Armut und Krankheit das junge Leben zu verdünnern drohen, oder wo die eigenen Eltern ihre Pflichten strenglich vernachlässigen. Auch Waisen-kinder und Verwahrlosten arbeiten mit Freude und Freiheit, und die Erfolge sind oft überraschend gut und groß.

Zur Verhütung der Sommerprossen.

Nicht ungeteilt ist die Freude über die schöne Sonne bei denjenigen, deren Haut Reizung zeigt zur Bildung von Sommerprossen. Waren diese unwillkommenen Erscheinungen zur Freude der Betreffenden im Laufe des Winters so gut wie verschwunden, so treten sie unter der starken Reizwir-kung der Frühjahrs-sonne um so auf-fälliger wieder hervor. Darum ist es nötig, auf Frühjahrs-spaziergängen die zur Sommerprossenbildung neigende Haut, welche infolge der winterlichen Sonnenlichtentwöhnung doppelt empfindlich geworden ist, in zweckent-sprechender Weise zu schützen. Die Wirkungen der Lichtstrahlen auf die Haut sind ja durch bestimmte Mittel abzuschwächen. Das bestbeiste ist wohl der Schleier. Es ist aber keines-wegs gleichgültig, welche Farbe ein zu diesem Zwecke getragener Schleier be-sitzt. Bismeer muß man einen solchen wählen, dessen Farbe die sogenannten ultravioletten Strahlen, welche die Haut zur Bildung von Sommerprossen anreizen, nicht hindurch läßt, bzw.

abschwächt. Rote, braune, auch gelbe Schleier sind darum als Verhütungsmittel gegen Sommerprossen zu be-nutzen. Ganz zwecklos ist es dagegen, weiße, blaue oder violette zu tragen. Leider lassen sich aber viele mehr von Mode- und Geschmacksrücksichten lei-ten, als von den Rücksichten der Hautärzte.

Ein anderes Verhütungsmittel gegen Sommerprossen erkannte man in dem schmerzhaften Chinin, dem be-kannten Heilmittel gegen die Malaria. Dieser interessante Stoff hat die Eigen-schaft, die schädlichen chemischen Strahlen der Sonne, die durch ihn hindurchgehen, zurückzuhalten. Reist man also die Haut mit einer Chinin-lösung ein, so kann man sie dem Reiz des Sonnenlichtes ruhiger aussetzen als sonst. Chininhaltige Salben, wie z. B. das „Lichtmitin“ haben sich erfreulicherweise bewährt. Vor der Benutzung von Präparaten wird man aber in der Regel gut tun, sich ärzt-lichen Rat einzuholen — namentlich dann, wenn man nicht die Verhütung, sondern die Entfernung von Sommerprossen anstrebt.

Die Mittel, die es hierfür in fast hervorragender Fülle gibt, greifen häu-fig die Haut zu sehr an. Um keine unangenehmen Ueberreaktionen zu er-leben, mache man sich also lieber die Erfahrungen eines Fachmannes zu-nutze.

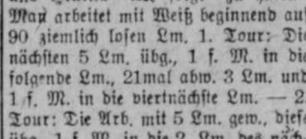
Aus unserem Handarbeitsforb. An kühlen Sommerabenden leistet ein gehäkelter Schürtenstich gute Dienste. Unsere Vorlage empfiehlt sich durch leichte Ausführung. Er-forderlich dazu sind etwa 3/4 Pfund Straußenwolle. Der mit Franse un-gefähr 2 Yards lange, 18 Zoll breite Schal ist mit Straußenwolle in Weiß und Hellblau wie folgt zu häkeln: Man arbeitet mit Weiß beginnend auf 90 ziemlich losen Lm. 1. Tour: Die nächsten 5 Lm. übg., 1 f. M. in die folgende Lm., 2mal abw. 3 Lm. und 1 f. M. in die viertelste Lm. — 2. Tour: Die 1. Lm. mit 5 Lm. übg., diese übg., 1 f. M. in die 2. Lm. des näch-

sten D., dann abw. 3 Lm. und 1 f. M. in die zweitnächste Lm. nach der folgenden f. M. — Nun im Muster der 2. Tour stets abw. 2 Touren mit farbiger und 2 Touren mit weißer Wolle. Unser Original zählte 36 far-bige Streifen. Für die Franse sind den Querrändern stets 6, ungefähr 14 Zoll lange Enden von weißer Wolle anzuschlingen und noch 1 Zoll tiefer in verkehrt treffende Knoten zu schlin-gen.

Für die Rüche. Um grüne Erbsen als B r e e zu geben, wozu man didere Erbsen vorteilhaft verwenden kann, kocht man sie mit wenig Wasser und wenig Salz weich, rührt sie durch ein Sieb, bringt die Masse wieder zum Feuer, verrührt sie mit etwas Brühe, Salz, Zucker und sehr wenig feinem Mehl zu beliebig festem Breie, oder man läßt das Mehl fort und zieht es mit zwei Eidottern, die man in 2 bis 3 Eßlöffel dicker Sahne verrührt hat, ab. Zu Erbsenpuce serviert man Brattartoffeln oder man umlegt es beim Anrichten mit in Butter gold-gebrähten Semmelknitten.

Grüne Erbsen mit Sahne. 2 Unzen Butter tnelet man mit einem Löffel Mehl durch, läßt sie in der Kasserolle schmelzen und giebt 2 Pf. ausgehüllte Erbsen, etwas Salz und Peterfilz hinein, läßt alles unter öf-terem Nachsehen und Schwenkeln der Kasserolle langsam tochen. Dann rührt man, sobald die Erbsen weich sind, 2 Eßlöffel tochende süße Sahne und etwas Zucker dazu und schüttelt gut damit durch.

Sehr wenig bekannt in der deut-schen Küche ist die Zusammenstellung von Erbsen mit neuen Kartoffeln und die von Erbsen mit Speck, welche letztere Zubereitung in der französischen Küche für den bürgerlichen Familien-tisch sehr üblich ist.



Shawl in Häkelarbeit.